Deutsche Volksbildung

Volkscharakter und Volksschicksal.

Von Dr. Friedrich Stieve, Deutscher Gesandter in Riga.

3. Jahrg. Nr. 5 Juli 1928

Zweimonatsschrift, herausgegeben von
Georg Kerschensteiner u. Karl Alexander v. Müller
Verlag von R. Oldenbourg · München und Berlin

Jährlich M. 3.— Einzelheft M. 0.75

Deutsche Volksbildung

Nachrichtenblatt des Bayerischen Volksbildungsverbandes

Herausgeber: Geh. Oberstudienrat, Univ.-Professor Dr. Georg Kerschensteiner und Oberreg.-Rat, Univ.-Prof. Dr. Karl Alexander von Müller. Mitarbeiter: Oberschulrat Dr. Wilhelm Rohmeder und Hauptmann a. D. von Witzleben für den Landesverband Bayern des Vereins für das Deutschtum im Ausland, Oberstudienrat Dr. E. Kemmer für den Landesverband Jungbayern, Prof. E. Wolf für den Bayer. Beamtenbund, Oberstudienrat Dr. Führer für den Landesverband der bayer. Staatsbeamten, Oberlehrer Dr. Strehler, Berufswissenschaftliche Hauptstelle des Bayer. Lehrervereins, Schuldirektor Reiß, Bildungsausschuß der bayer. Gemeindebeamten.
Schriftleitung: Georg Haunschild, München, Giselastr. 28/0.

3. Jahrgang **5. Heft** **Juli 1928**

Inhalt: Volkscharakter und Volksschicksal. S. 119 / Heimat und Volkstum. S. 130 / Deutschtum im Ausland. S. 131 / Bücherschau. S. 134 / Volkstümliche Kunstpflege. S. 138 / Münchener Volksbildungsverein. S. 142.

Volkscharakter und Volksschicksal.

Von Dr. Friedr. Stieve, Deutscher Gesandter in Riga.

Es ist eine seit langer Zeit anerkannte Wahrheit, daß beim einzelnen Menschen zwischen Eigenart und Schicksal ein enger Zusammenhang, ein tiefes, geheimnisvolles Wechselspiel besteht. Seitdem, vor allem durch die Renaissance der Wert der Persönlichkeit entdeckt wurde, hat sich immer mehr die Überzeugung durchgerungen, daß dieses „höchste Glück der Menschenkinder", wie Goethe die Persönlichkeit nennt, der letzte Urquell nicht nur des Lebens sondern auch des Erlebens ist. Neben dem stolzen Worte von Prometheus: „Hast Du nicht alles selbst vollendet, heilig glühend Herz", steht das kühne Bekenntnis Schillers: „In Deiner Brust sind Deines Schicksals Sterne." Die dunkel über uns waltende Gottheit, deren Pläne wir nicht durchschauen können, deren Gunst wir erkämpfen und deren Groll wir fürchten müssen, ist herabgeholt aus der unnahbaren Ferne, in der sie einstens gebot und waltete, scheinbar gestürzt und doch wieder auf den Thron gehoben, auf den Thron des menschlichen Herzens. Hier bestimmt nunmehr ihr Wille, hier weben und lenken ihre Gesetze. Man kann darüber denken wie man will, man kann sich ablehnend oder bejahend zu diesem Glauben verhalten, aber man wird zugeben müssen, daß er eine große und entscheidende Einsicht gebracht hat: eben die Einsicht von dem tiefgreifenden Einfluß der besonderen Wesensart eines Menschen auf sein besonderes Los. Wenn zwei dasselbe tun, so ist es nicht dasselbe — das ist ein alter Satz römischer Weisheit. Wenn zwei dasselbe erleben, so ist es nicht dasselbe — das knüpft irgendwie daran an und ist doch ein bedeutender Schritt vorwärts. Es ist ganz klar, was die neue Lehre besagen will. Verschiedene Menschen erleiden z. B. den gleichen Unglücksfall: der eine bricht dabei zusammen, der andere weicht aus und drückt sich daran vorbei, der dritte schwingt sich darüber empor und geht gestärkt seinen Weg weiter. Jeder erlebt genau nach Maßgabe der Kraft und der inneren Eigenschaften, die ihm gegeben sind. Aber nicht nur das, sondern darüber hinaus noch ein Mehr:

der einzelne bestimmt auch insofern sein Schicksal in hohem Grade, als er nicht nur auf die Art erleben muß, die seinem Wesen entspricht, sondern auch kraft seiner Anlagen dies oder jenes Los herbeiruft und von sich aus gestaltet. Wer den Kampf sucht, wird ihn finden, Abenteurernaturen sind geboren, genau wie friedliche Lebensgenießer; allzu Feinfühlige suchen sich selbst ihr Leid und ein Übermaß von Schwermut gebietet allmählich den Untergang. Ich will und kann mich hier in keine psychologische Untersuchung einlassen, ich versuche nur an wenigen Beispielen den Grundgedanken zu erläutern, auf den es mir ankommt.

Ist es nun möglich und erlaubt die Erkenntnis über den einzelnen auf die Gesamtheit einer Nation zu übertragen? Ist dies nicht ein Versuch, der scheitern muß, weil die Vorbedingungen für sein Gelingen fehlen, weil ein Volk sich nicht mit einem Menschen in Eigenart und Schicksal vergleichen läßt? Ich glaube nicht, daß solche Bedenken zu Recht bestehen. — Auch eine Nation ist, als Ganzes betrachtet, eine Persönlichkeit, nach außenhin abgegrenzt und im Innern mit grundlegenden geistigen Gaben und Charaktereigenschaften ausgestattet, die sich mehr oder weniger von denen anderer Nationen unterscheiden. Was beim Einzelnen die angeborene Umgebung, das sog. Milieu ist, findet man bei einem Volk in dem Raum, in dem es lebt, in den geographischen Grundbedingungen, in der Lage und dem Klima des Landes. Der Vergleich läßt sich, näher durchdacht, sehr gut durchführen und gerade heute im Zeitalter des bekannten Nationalitätsprinzips, hat es einen besonderen Reiz, einmal der Frage nachzugehen, inwieweit die Wesensart einer Nation ihr Schicksal zu beeinflussen vermag.

Wir wollen diese Frage hier nur in bezug auf ein Volk untersuchen, nämlich auf das deutsche. Das schwere Los unserer jüngsten Vergangenheit hat uns nachdenklich gemacht und mehr und mehr dazu geführt, über die Gesetze unseres Werdeganges nachzudenken. Der Unglückliche ist meistens viel eher bereit zum Grübeln als der Glückliche, weil es ihn dazu drängt, den Sinn seiner Leiden zu begreifen. Wir dürfen uns zugleich jedoch nicht dazu verleiten lassen, die dunklen Erfahrungen von gestern einseitig auf frühere Jahrhunderte zu übertragen. Denn gerade darin besteht ja der Trost, den die Geschichte uns zu geben vermag, daß sie uns die ewigen Gebote der Entwicklung offenbart, die weit über das Erleben einer Generation hinausreichen und daß sie dieses Erleben selbst als einen Teil des gesamten wechselvollen Daseins der Nation zu erklären strebt. Ein rascher Flug durch die 2000 Jahre deutscher Geschichte, die, von Überlieferung erhellt, hinter uns liegen, mag uns wenigstens einige der Grundzüge von Charakter und Schicksal vor Augen führen und dazu anreizen, der aufgeworfenen Frage weiter nachzugehen. Es handelt sich hier nur um einen ersten Versuch, der sicher noch der Fortführung und Verbesserung bedarf.

Die erste Kunde, die wir vom Leben unserer Vorfahren erhalten haben, ist die vom Ansturm der Zimbern und Teutonen gegen das Römerreich. Zwei germanische Stämme versuchen Ansiedlungsland zu erkämpfen, das sie zu Hause nicht zu finden vermögen. Auf das Herausströmen über die eigenen Grenzen, die damals freilich noch nicht scharf genug gezogen waren, erfolgt bald darauf der Rückschlag in Gestalt der Eroberungsfeldzüge römischer Heere, die unter Julius Cäsar von Gallien her begannen und sich schließlich besonders unter Germanicus bis weit über den Rhein hinaus erstreckten. Zuletzt nach wechselndem Waffenglück beschloß Rom nach dem Rate von Tiberius die Deutschen

ihrer eigenen Zwietracht zu überlassen. Die kurz angedeuteten frühesten Vorgänge verraten uns bereits grundlegende Tatsachen. Zunächst können wir einen gebieterischen Drang in die Ferne feststellen, der ganze Stämme veranlaßt, nach dem Süden vorzustoßen. Außerdem zeigt sich durch das Eindringen der Römer der Nachteil der geographischen Lage Deutschlands, die im Westen keinen Grenzschutz durch Meer oder Gebirge aufzuweisen hat. Und schließlich begegnet uns zum erstenmal die innere Uneinigkeit, die unser Volk zerklüftet und dem äußeren Gegner den größten Nutzen bringt. Armin, der Sieger im Teutoburger Wald hat vielleicht als erster um den Zusammenschluß unserer Nation gerungen, aber die Kriege mit Marbod haben ihn bekanntlich zur Strecke gebracht.

Die drei hier angeführten Punkte: der Drang in die Ferne, die offene Grenze und die Zwietracht im Innern scheinen mir — nebenbei gesagt — für meine Untersuchung wichtiger zu sein als die Schilderung vom Wesen der alten Germanen, die römische Schriftsteller wie Tacitus geliefert haben. Denn das Charakterbild, das dort entworfen wird, ist sicher in Einzelzügen interessant. Aber die schicksalbestimmenden Grundzüge offenbaren sich natürlich erst demjenigen, der über Jahrhunderte zurückzublicken vermag. Und wir werden gleich sehen, wie die eben gemachten Feststellungen uns weiterführen.

Schon um das Jahr 200 nach Christus beginnt das Zeitalter der Völkerwanderung. Mit wachsender Gewalt stürmen Volksstämme, die aus Deutschland aufgebrochen sind, gegen das alte Imperium Romanum an. Das Land zwischen Elbe und Rhein, zwischen der Nordsee und den Alpen gleicht bald einem riesigen überströmenden Kelch, der seinen Inhalt nach Italien und sogar darüber hinaus ergießt. Ein gigantisches Schauspiel begibt sich vor unseren Augen. Denn immer neue Scharen jugendfrischer Züge verlieren sich an die Fremde, streben unwiderstehlich ins Unbekannte, um dort zum weitaus größten Teil unterzugehen. Den Höhepunkt erreicht diese Bewegung, als von Osten her die mongolischen Horden der Hunnen einbrechen. Wieder spricht die offene Flanke, und diesmal die östliche, ein gebieterisches Schicksalswort und die äußere Schwäche der geographischen Lage paart sich mit der stolzen Kraft der Sehnsucht nach einer fernen Welt und so entsteht aus Not und Drang jene riesige Umwälzung, die letzten Endes dazu führte, den dürr gewordenen Boden Italiens mit deutschem Blute neu zu düngen. Das ist der zweite wichtige Abschnitt im Werden unserer Nation.

Nach dem opferschweren Zerfließen kommt endlich ein erster Ansatz zum Zusammenschluß, allmählich schon vorbereitet durch die Bildung größerer, seßhafter Gruppen in der Heimat, zu deren Führer sich bald der Stamm der Franken aufwirft. In langwierigen Kämpfen entsteht ein großes, nahezu paneuropäisches Reich, das Gallien, Burgund und zuletzt auch ganz Deutschland umschließt. Karl der Große stellt den Höhepunkt dieser Entwicklung dar. Er greift nach Italien hinüber und setzt sich die Kaiserkrone aufs Haupt.

Als unter seinen Nachfolgern das riesige Gebiet seiner Herrschaft zerfällt, als sich Deutschland, Burgund und Frankreich voneinander lösen, da übernimmt gerade unser Volk als bestimmendes Leitmotiv für die nächsten Jahrhunderte die Idee des Kaisertums, des Weltbeherrschens und Weltüberwindens. Damit wird der Drang in die Ferne das oberste nationale Gesetz. Wenn wir die Idee des mittelalterlichen Kaisertums nach den Worten ihrer Verkünder und den Taten ihrer Vollstrecker prüfen, so gibt sie einen tiefen Aufschluß

über die Wesensart, die ihr Träger ist. Sie hat nichts mit dem kahlen, materiell eingestellten Imperialismus des 19. Jahrhunderts zu tun, sondern ist erfüllt von religiösem Pathos. Der Kaiser, wie ihn das Spiel vom Antichrist aus dem Kloster zu Tegernsee vom Jahre 1160 darstellt oder wie ihn ein Walter von der Vogelweide und ein Heinrich Hesler besingen, ist nicht so sehr ein Eroberer und Bezwinger aller Völker, sondern ein Erlöser. Darum paaren sich mit den Zügen nach Italien und Rom die Pilgerfahrten zum Heiligen Grab, darum spielt sich der ergreifende Kampf mit dem Papsttum ab, dem sich nach der inneren Struktur der Epoche die weltliche Gewalt schließlich doch unterordnen muß. Zwei große Kaisergeschlechter, das der Ottonen und das der Hohenstaufen setzen die ganze Kraft ihrer Kühnheit und ihres geistigen Schwunges ein, um den Traum der Nation zu verwirklichen. Doppelt wiederholt sich der gleiche tragische Vorgang: Verführt von der Idee verlieren sich die Vertreter beider Herrscherhäuser von Generation zu Generation fortschreitend immer mehr ins Uferlose und Unwirkliche. Von Otto I. bis zu Otto III. führt derselbe Weg wie von Friedrich I. zu den Söhnen Friedrichs II. Erst noch ein deutlicher Trieb zum Möglichen, zur Bescheidung und dann zunehmend die Überflüglung der harten strengen Realität. So bietet sich dem Zurückschauenden etwa folgendes Bild: Ein seltsamer Glanz von Verträumtheit bei allem gewalttätigen Vorstürmen, eine unheilvolle Weltfremdheit bei aller unersättlichen Begierde nach Welt. Stolze Reiche werden rasch über fremden Grund ausgesponnen, in dem sie niemals richtig Wurzel schlagen und auf dem sie bald wieder zerrinnen. Mutige Krieger sind am Werk — kluge, berechnende Staatsmänner fast nie. So bleibt das Opfer des eigenen Blutes an die Ferne, jetzt wie zur Zeit der Völkerwanderung. Die Errichtung der Weltherrschaft mißlingt und auf die Zeit der stolzen Kämpfe folgt etwa um 1250 der Niedergang.

Die Schattenseite der leuchtenden Epoche des Kaisertraumes ist aber vor allem eines: Die eigene Heimat. Deutschland ist von den großen Trägern der weltumfassenden Idee mehr und mehr vergessen worden: Sie bleibt sich selbst überlassen und zerklüftet sich in dem Streit der Welfen und Ghibellinen und in dem Kampf der immer mächtiger werdenden Fürsten gegen die Gewalt des Kaisers. Während andere Völker wie die Engländer und die Franzosen langsam und folgerichtig beginnen, sich innerlich zu festigen, während bei ihnen ein zielbewußtes Königstum die widerstrebenden Einzelkräfte allmählich überwindet und so die nationale Einheit anbahnt, vergeudet sich in Deutschland der führende Wille an die Ferne und was sich zu Hause herausbildet, ist ein nebeneinander Wuchern, ein gegeneinander Streben, eine bunte Mannigfaltigkeit ohne leitenden Gedanken und ohne richtunggebendes Ziel. Der Schwerpunkt der nationalen Sehnsucht liegt draußen irgendwo: in Italien, in Rom, im Orient. Und die deutsche Gegenwart selbst ist bei aller strotzenden Fülle ohne Halt und Sammlung.

Der Wesenszug, den ich hier mehrmals den Drang in die Ferne genannt habe, erscheint in der Tat in hohem Maße als entscheidend für unsere Geschichte. In ihm liegt so viel von deutscher Eigenart, daß ich noch etwas mehr darauf eingehen muß. Der Name „Drang in die Ferne" erschöpft keineswegs die Eigenschaft, die hier gekennzeichnet werden soll; er umschreibt die äußere Richtung, erklärt aber nicht den inneren Gehalt. Es handelt sich, wie wir besonders im Anschluß an die Kaiseridee feststellen können, um einen Wesens-

zug, den man auch als Trieb zum Weltganzen charakterisieren kann. Wie das deutsche Land im Osten und Westen nicht von festen natürlichen Grenzen umzogen ist sondern offen steht, so ist der deutsche Sinn aufgeschlossen und schrankenbefreit. Hierin liegt das Geheimnis für unsere Empfänglichkeit fremden Kulturen gegenüber, für den Mangel an einem klaren, strengen Stil im äußeren Auftreten und in der Kunst, für jene Weitschweifigkeit und Weichheit, die man uns so gern vorwirft und in gleichem Maße für die Kühnheit des Gedankenschwunges bei unseren besten führenden Geistern. Die Beschränkung auf die nahe Umgebung, die Bescheidung auf die karge Wirklichkeit, das nüchterne Erfassen des Realen ist uns nur selten gegeben. Allzuleicht spielt uns die Phantasie einen Streich, allzu oft mischt sie den Traum in die Berechnung, die Idee in den klaren Trieb des Instinktes. Es gibt unter den alten germanischen Sagen eine, die mir immer als besonders aufschlußreich erschien: Gott Odin hat, wie man weiß, ein Auge für die Erkenntnis der Wahrheit geopfert. Anstatt mit den zweien, die er besaß, möglichst scharf in die Welt zu blicken, um dort die Tatsachen zu sehen, grübelt er nach innen, um die tiefe Offenbarung in sich zu erwecken. Man wird mir zugeben, daß ich recht habe, wenn ich behaupte: Ein englischer oder ein französischer Gott würde sicher anders zu Werke gehen.

Wenn wir diese Einstellung des deutschen Wesens bedenken, so verstehen wir leicht, warum wir in der Regel für das so wenig begabt sind, was man im Verkehr der Völker untereinander Politik nennt. Während die Staatsmänner anderer Nationen von Fall zu Fall aus einem sicheren Instinkt heraus das Nützliche tun, denken wir uns Systeme aus, nach denen wir folgerichtig zu handeln gedenken, aber diese Systeme sind irgendwie zuweit gespannt, irgendwie mit Ideen oder Spekulationen durchsetzt und geraten oft in Gefahr, welt- und augenblicksfremd zu werden. Die Unfähigkeit zum Nahen, einfach Wirklichen hat aber noch die andere verhängnisvolle Folge, daß in ihrem Schatten, wenn ich mich so ausdrücken darf, im Laufe der Jahrhunderte, die Uneinigkeit im eigenen deutschen Lande ganz besonders kräftig gedieh. Das ist, wie bereits angedeutet, schon das Unglück der mittelalterlichen Kaiserzeit. Hätten die großen Ottonen und Hohenstaufen zuerst zu Hause ihre Herrschaft restlos und mit Niederwerfung aller Widerstände befestigt, hätte, um nur ein Beispiel herauszugreifen, Friedrich II. Deutschland bezwungen und verwaltet, wie er es mit Sizilien tat, dann wäre viel eher der feste Grundstein für eine Weltherrschaft errichtet worden als mit den Kämpfen in Italien. Und dann wäre uns auch wahrscheinlich jene bittere Zeit des inneren Zerfalls und der nationalen Schwäche erspart geblieben, die nach 1250 über Deutschland hereinbrach.

Ich kann die Jahrhunderte, die nunmehr folgen, nur mit wenigen Worten kennzeichnen. Die Fürstengewalt wuchs, die Reichsgewalt sank, trotz mehrfacher Ansätze zu neuer Hebung. An tatkräftigen Leistungen im einzelnen, an bewunderungswürdigen Schöpfungen auf besonderen Gebieten fehlte es keineswegs. Ich erinnere nur an das Emporblühen der Städte, an die Entwicklung der bürgerlichen Kultur, an die stolze Ausdehnung des Handels, die in der Hansa ihren weithin sichtbaren und wirksamen Ausdruck fand. Aber auch hier war eine dauernde Machtentfaltung unmöglich, weil die feste Basis fehlte, weil die großen Kaufmannsgesellschaften prächtig blühenden Zweigen an einem vielfach gespaltenen Stamme glichen. Die Unterlage und Vorbe-

dingung für alles bleibende Gedeihen: die Einheit des Staates, der Nation, war noch lange nicht geschaffen. Ganz im Gegenteil brachten die Kämpfe, die Deutschland im Anschluß an die Reformation durchtobten, eine unheilvolle Vertiefung der Zerrissenheit und führten uns schließlich an den Abgrund des Dreißigjährigen Krieges, der, politisch betrachtet, wie das Hereinbrechen der Umwelt in die deutsche Ohnmacht anmutet. Von allen Seiten strömten fremde Heere heran und Deutschland wurde schließlich das Kampffeld Europas. Damit war der Tiefstand des Niederganges erreicht. Das äußere Schicksal der geographischen Lage und das innere der negativen deutschen Charaktereigenschaften vereinigten sich zu einer erschütternden Katastrophe, die uns gegenüber den Nachbarvölkern um Generationen zurückwarf.

Trotz alledem darf man im großen Zusammenhang, auf den es mir hier allein ankommt, eines nicht übersehen: Das tiefe Elend des beginnenden 17. Jahrhunderts war zugleich der Anfang einer neuen verheißungsvollen Entwicklung. Sie begann keineswegs von oben her, denn die stärkste Einzelgewalt, die des Habsburger Reiches, war nicht rein deutsch, sondern, durch das Hinübergreifen nach Holland und Spanien von Anfang an eher europäisch eingestellt. Nein, die langsame und anfangs sehr karge Genesung setzte von unten her ein, von den Tiefen des Volkes, wo man mühsam aber zäh begann wieder aufzubauen, was die furchtbare Verwirrung von dreißig Kriegsjahren vernichtet hatte. Endlich wandte man sich, gezwungen durch die Not, dem Allernächsten zu, dem eigenen Heim und dem kleinen Wohlstand, den man allmählich wieder zu erarbeiten vermochte. Irgendwie wurde schon damals ganz im Stillen die Idee, Deutschland in tausend und abertausend ländlichen Gehöften und bürgerlichen Häusern unbewußt mit einem schlichten und zarten Inhalt erfüllt, aus dem bald ein stolzes geistiges Gebäude wachsen sollte. Dazu gesellte sich auf politischem Gebiet als entscheidendes Ereignis der Aufstieg Preußens. Von Brandenburg her dehnte sich ein einzelner Stamm immer weiter aus, und zwar mit dem Gesicht nicht wie Österreich vorwiegend nach außen, sondern in der Hauptsache nach innen gewendet. Die deutsche Mission dieser im Grunde nur auf eigene Vergrößerung ausgehenden Sondermacht besteht letzten Endes in der Anbahnung des Zusammenschlusses, der bisher unerreichbar geblieben war. Das ist es auch, was Friedrich II. zum Helden der ganzen Nation gemacht hat. Seine Kriege waren in der Mehrzahl Bruderkriege, aber sie dienten mittelbar der Gesamtheit, denn sie schufen durch die Errichtung eines starken preußischen Staates den unerläßlichen Ausgangspunkt für die Einigung.

Wie eine junge und berauschende Morgenröte dieser kommenden Einigung mutet uns heute die geistige Glanzzeit an, die in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts ihren Anfang nahm. Diese Behauptung erscheint im ersten Augenblick vielleicht erstaunlich. Denn die deutschen Klassiker in Dichtung und Philosophie waren ihrer Einstellung und ihrer Absicht nach keineswegs national beschränkt. Ganz im Gegenteil hat der Drang zur Ferne, der tiefe Trieb zum Weltganzen niemals so reine Triumphe gefeiert wie in jener Epoche. Und nie ist die Auseinandersetzung mit dem Weltganzen auch klarer gewollt und kühner betätigt worden als in den Köpfen unserer damals führenden Geister. Der Internationalismus, für den wir so begabt sind, wurde unbedingt als Ziel anerkannt. Gerade dieser Zug ist ja wiederum so kennzeichnend und wirft seine Strahlen zurück in frühere Jahrhunderte. Niemand

hat ihn so klar erkannt und beschrieben wie Friedrich Schiller in dem Entwurf zu einem Gedicht, den er kurz vor seinem Tode aufgezeichnet hat und der folgendermaßen lautet: „Der Deutsche verkehrt mit dem Geiste der Welten. Ihm ist das Höchste bestimmt und so wie er in der Mitte von Europas Völkern sich befindet, so ist er der Kern der Menschheit. Er ist erwählt von dem Weltgeist, während des Zeitkampfes an dem ewigen Bau der Menschbildung zu arbeiten, zu bewahren, was die Zeit bringt. Daher hat er bisher Fremdes sich angeeignet und es in sich bewahrt. Alles, was Schätzbares bei anderen Zeiten und Völkern aufkam, mit der Zeit entstand und schwand, hat er aufbewahrt, es ist ihm unverloren, die Schätze von Jahrhunderten. Nicht im Augenblick zu glänzen und seine Rolle zu spielen, sondern den großen Prozeß der Zeiten zu gewinnen. Jedes Volk hat seinen Tag in der Geschichte, doch der Tag des Deutschen ist die Ernte der ganzen Zeit." Das ist in der Tat ein stolzes Bekenntnis zur nationalen Aufgabe der Internationalität, zum Dienst an der Menschheit weit über die Grenzen des eigenen Volkes hinaus, und dem gleichen Bekenntnis huldigten, mehr oder weniger bewußt, alle unsere Klassiker.

Und dennoch vollzog sich in ihrem Werk, wie schon angedeutet, das große nationale Erwachen. Der Dichter des Wilhelm Tell hat begeisterte Worte zum Preis der Einigkeit gefunden; er hat angefangen, sich in die deutsche Vergangenheit zu vertiefen und man braucht nur seine geschichtlichen Studien über die Kreuzzüge oder den Dreißigjährigen Krieg zu lesen, um zu begreifen, wie nah er den Geheimnissen der besonderen Eigenart unseres Wesens stand. Was Kant mit seinem kategorischen Imperativ für die Ausbildung des preußischen Pflichtbegriffs und damit für die Entwicklung des Staatsgedankens bedeutet hat, ist allgemein bekannt. Die Rolle des großen Wegweisers hat aber vor allem, wenn man ihn richtig versteht, kein anderer so wie Goethe gespielt, jener scheinbar ganz auf die Welt eingestellte Geist, den man gelegentlich wohl sogar unnational gescholten hot. Im Mittelpunkt seiner Schöpfung steht die Dichtung des Faust, deren letzten Sinn wir, wie mir scheinen will, heute von einer ganz neuen Seite zu betrachten vermögen. Wenn wir die Gesetze unseres Werdens so verfolgen, wie ich es hier versuche, dann begreifen wir, daß Faust nicht so sehr eine Einzelpersönlichkeit ist, sondern ein Symbol für das deutsche Volk selbst. Der nimmersatte Sucher, der die Fächer aller Wissenschaften durchprüft, die menschlichen Freuden, Sünden und Schicksale bis zur Neige auskostet, und — im zweiten Teil — alle Zeiten und Länder, ja die Hölle selbst durchstreift, ist der echte Vertreter jenes Drangs in die Ferne, jenes Triebes zur Grenzenbefreitheit, kurz jener vielfältigen und umfassenden Natur, die wir in uns durch die Jahrhunderte wirksam sahen. Schon die restlose Darstellung dieses Wesens ist eine einzigartige Tat nationaler Selbsterkenntnis. Aber Goethe begnügt sich damit nicht. Denn am Schluß seines Werkes steht die seherisch verheißungsvolle Einsicht, die wie eine ewige Mahnung zu uns herüberklingt. Der schrankenlose Weltenwanderer Faust endet zuletzt, indem er angesichts der Erdarbeiter, die Äcker mit einem schützenden Graben umziehen, in die Worte ausbricht:

Ja, diesem Sinne bin ich ganz ergeben,
Das ist der Weisheit letzter Schluß:
Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß.

Und so verbringt, umrungen von Gefahr,
Hier Kindheit, Mann und Greis sein tüchtig Jahr. —
Im Vorgefühl von solchem hohen Glück
Genieß ich jetzt den höchsten Augenblick!

Richtig bedacht, enthalten diese Verse eine ganz eindeutige Verherrlichung jener Bescheidung zum Nahen, einfach Wirklichen, Tatsächlichen, die zu vollziehen unserer Eigenart immer so schwer geworden ist. Faust macht in sich vorbildlich die Wandlung durch, die dem deutschen Volk in seiner Gesamtheit auf dem langen Gang über Völkerwanderung, Kaisertraum und Zerfall leider niemals gelungen war. Goethe selbst hat, wie wir wissen, mit hartem Entsagen diese gleiche Wandlung in sich erlebt und dadurch ist auch sein Erdendasein ein nationales Beispiel von höchstem Wert.

Die auf die Klassiker folgenden Romantiker taten dann noch einen anderen wichtigen Schritt. Während sie sich auf der einen Seite ganz im Sinne des eben angeführten Schillerschen Gedichtsentwurfes darum bemühten, die geistigen Erzeugnisse fremder Völker durch Übersetzungen zum Gemeingut der Gebildeten ihres Landes zu machen, unternahmen sie auf der anderen Seite eine willkommene Eroberung im rein nationalen Sinn: Sie entdeckten die Schönheit der deutschen Heimat. Die Lieder Eichendorffs, Uhlands und Heines, die Märchen der Gebrüder Grimm sind die besten Beispiele hierfür und man kann sagen, daß in all diesen Schöpfungen die zwar mühselige und karge aber zugleich bodenständige und innig durchwärmte Arbeit des Bürgers und Bauern am Wiederaufbau seit Mitte des 17. Jahrhunderts zur dichterischen Offenbarung reifte. Die Erde, der Himmel, die Geheimnisse des eigenen Gemüts hatten sich langsam dem Auge des Künstlers erschlossen und aus der Erkenntnis ihrer Reize entstieg klar und tief empfunden das Gefühl: Vaterland. Deutschland wurde im Herzen seiner Kinder empfangen.

Diese überaus wichtige Entwicklung vollzog sich um so nachhaltiger, als sie gleichzeitig durch politische Ereignisse kräftig gefördert wurde. Die alten bösen Schicksalsmächte der offenen Grenze im Westen und der Zerrissenheit in zahlreiche Kleinstaaten hatten zu Beginn des 19. Jahrhunderts zur Unterjochung durch Napoleon geführt. Preußen brach bei Jena zusammen, der Korse fuhr wie ein Sturmwind über die deutschen Lande hin. Aber seine Herrschaft währte nicht lange. Sie war wie das Aufrütteln aus einem langen Schlaf. In den Freiheitskriegen erhob sich zum erstenmal das Volk selbst, begeistert von dem jünglinghaften Schwung eines Körner und den schlichten Mahnungen eines Arndt, ganz erfüllt von einem heißen Wunsch, der, frei von Begierde nach Ferne und Welt, nur der Säuberung des eigenen Bodens vom fremden Eindringling galt. Ein solches Erlebnis wirkte noch stärker als alle dichterischen Gesichte in der oben bezeichneten Richtung. Irgendwie begann die Nation bereits den Weg Fausts und Goethes auf das Nahe, einfach Tatsächliche hin zu beschreiten. Deutschland wurde nicht nur in das Gefühl, sondern auch in das Blut aufgenommen. Damit fing es an, wirklich da zu sein.

Freilich von hier war noch ein langer Weg bis zur Geburt in die harte Wirklichkeit des politischen Lebens. Wir kennen diesen Weg alle und ich brauche ihn daher nur mit einigen Schlagworten kurz zu kennzeichnen. Die dumpfe und träge Atmosphäre der Restaurationszeit, in der sich die Vertreter der

früheren Gewalten, der Fürsten und Einzelländer gegen die neue Idee der Einheit wehrten, hielt lange genug den beginnenden Prozeß zurück. Die liberalen und demokratisch revolutionären Bestrebungen waren diesen früheren Gewalten gegenüber zu schwach und die Männer der Paulskirche blieben hochgesinnte Schwärmer, die ihren Plan einer Neuerrichtung des deutschen Kaiserreiches noch nicht zu erfüllen vermochten. Erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts brach sich die Erfüllung langsam Bahn. Sie kam von zwei Seiten. Einmal von dem Bedürfnis nach wirtschaftlichem Zusammenschluß, das gebieterisch befahl, die Zollschranken der mannigfachen Grenzen fallen zu lassen und für den Kampf um die Geltung im Welthandel eine Vereinheitlichung des praktischen Warenaustausches zu vollziehen. Daneben aber wirkte wie unter Friedrich II. der Drang Preußens nach Macht und Führerschaft im Sinne einer endgültigen Klärung. Die lange Nebenbuhlerschaft zwischen dem größten Einzelstaat im Norden: Preußen und dem größten im Süden: Österreich führte zum Krieg von 1866 und damit zum Ausscheiden des Habsburger Staates. Nur vier Jahre später wurde dann größer und umfassender noch als 1813 das Gefühl der Gemeinsamkeit von Ehre und Interessen im Waffengang gegen Frankreich zum entflammenden und siegreichen Erlebnis aller Stämme. Als sich der König von Preußen in Versailles zum Kaiser der Deutschen krönen ließ, hatte in der Tat die Stunde geschlagen, in der die Überwindung der einen und, wie wir sahen, bestimmenden Schwäche unserer Geschichte: der inneren Zwietracht einsetzte. Es war immerhin erst noch ein Beginn, aber ein verheißungsvoller und entscheidender. Das neue Kaisertum hob sich dadurch grundlegend vom alten des Mittelalters ab, daß es eine Schöpfung von innen heraus mit dem Schwerpunkt nach innen und nicht nach außen war. Der Kern seiner Idee war Einheit der Heimat und nicht Weltbezwingung wie einst. Damit war auch auf dem Gebiet der Realpolitik der Anfang zur Bekehrung im Sinne Fausts gemacht.

Ich brauche nicht näher zu erklären, wer letzten Endes der Vollstrecker dieser Wendung in unserem Schicksal war. Der Name Ottos von Bismarck ist längst zum Symbol für Deutschlands Einigung geworden. Sein Werk läßt sich ganz mit den oben angeführten Worten Goethes kennzeichnen. Wenn wir daran denken, wie er nach 1871 das neue Reich, das er gegründet hatte, in rastloser Arbeit nach außen hin zu sichern versuchte, wie er um das Land der Mitte gegen zahlreich lauernde Feinde einen breiten und sicheren Wall von Bündnissen legte, wie er Österreich und Rußland und später auch Italien, Rumänien und sogar in lockerer Anlehnung England heranzog und wie unterdessen unter dem Schutz der von ihm geschlossenen Verträge und Bindungen unsere Nation in die Blüte schoß und einer Epoche des Wohlstandes und der Weltgeltung entgegenging, dann mutet uns das wie eine große Illustration zu den Versen des Dichters an, die wir vorhin gehört haben:

Und so verbringt, umrungen von Gefahr
Hier Kindheit, Mann und Greis sein tüchtig Jahr.
Solch ein Gewimmel möcht ich sehn,
Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn.
Zum Augenblicke dürft ich sagen:
Verweile doch, du bist so schön,
Es kann die Spur von meinen Erdentagen
Nicht in Äonen untergehn.

Hier haben wir die Prophezeihung und ihre Verwirklichung. Heute, da wir mit wehem Blick zurückschauen, tritt uns die Einsicht klar entgegen. Wer den langen und verschlungenen Gang des Werdens unseres Volkes bedenkt, wer das bunte Durcheinander und Gegeneinander der Kräfte in Jahrhunderten überblickt, wer die Unfähigkeit zu außerpolitischem Wollen und Handeln begreift, für den erscheint die Gestalt Bismarcks nicht wie eine einfache, historisch bedingte Notwendigkeit, sondern viel eher wie eine gewaltige Ausnahme, wie ein Geschenk an die Nation, fast möchte man sagen, wie ein Wunder in dieser Nation. Und wer das alles sieht, der wird auch viel eher das verstehen, was auf diesen genialen Staatsmann folgte, unsere jüngste Vergangenheit vor dem Weltkriege, die uns langsam von der Höhe wieder herab führte.

20 Jahre Zusammenschluß und meisterhafte Außenpolitik voll Stärke, Sorgfalt und Mäßigung konnten die Tragik von nahezu zwei Jahrtausenden nicht einfach wegtilgen. Während die eine Erbkrankheit des Bruderzwistes ihrer Heilung entgegenging, meldete sich langsam aber mit verhängnisvoller Gewißheit die andere: die Schwäche der geographischen Lage, der offenen Grenzen im Osten und Westen. Schon durch Bismarcks Werk geht ein Zittern wie ein unablässiges Bangen vor dieser Gefahr. Der erste Kanzler des neuen Reiches hat das böse Gesetz unserer Vergangenheit tief genug empfunden und er selbst hat bekanntlich eingestanden, daß ihm der Alpdruck der Koalitionen den Schlaf der Nächte geraubt hat. Deutlich erkannte er, wie gerade seine Tat: die Festigung Deutschlands in der Mitte Europas dieses böse Gesetz doppelt stark gegen uns heraufbeschwören mußte. Denn die Nachbarn waren von altersher gewohnt, mit Deutschland nicht als mit einer Großmacht sondern als mit einer Ohnmacht zu rechnen. Die ungeheure Umwälzung von 1870/71 konnten sie auf die Dauer nicht ruhig hinnehmen, wenn sie die eigenen Wünsche nach Macht und Ausdehnung verwirklichen wollten. Gerade darum hat Bismarck mit dem dunklen Gespenst der deutschen Geschichte unaufhörlich gerungen, und jenen Wall der Sicherheiten errichtet, von dem ich soben sprach.

Aber die nach ihm kamen, besaßen zwar sicher den guten Willen, nicht aber die Meisterschaft des einsamen Kämpfers, in dem auf so geheimnisvolle Weise der Geist des deutschen Werdens mächtig war. Kaum hatte der neue Kurs unter Wilhelm II., Caprivi und Holstein begonnen, so wurde die Erneuerung des Rückversicherungsvertrages mit Rußland abgelehnt und damit gerade die Auswirkung jenes alten bösen Gesetzes unserer ungeschützten Mittellage heraufbeschworen. Der Nachbar im Osten und der Nachbar im Westen reichten sich die Hand, Rußland und Frankreich vereinigten sich zur Entente und zu einer Militärkonvention, deren Spitze gegen Deutschland gerichtet war. Das Verhängnis unserer Grenzen, das seit den Zeiten Armins die schwersten Rückschläge gebracht hatte, war abermals zur drohenden Tatsache geworden. In unserem heutigen Zusammenhang ist es wichtig, festzustellen, daß auch die dritte bestimmende Triebkraft des deutschen Schicksals, von der ich hier mehrmals gesprochen habe, in der Politik wieder zur Geltung kam. Der Drang in die Ferne entfachte sich an der wachsenden schwellenden Fülle des Wohlstandes und der heimatlichen Leistung aufs neue. Er lockte jetzt, nachdem er — rein politisch verstanden — so lange geschwiegen hatte, um so mehr, da er gewissermaßen als allgemeiner Zug der Epoche überall wirksam war. Das Zeitalter des Imperialismus war ja seiner besonderen Wesensart nach ganz erfüllt von der Begierde nach Ausdehnung. Die führenden europäischen Staaten,

vor allem England, Frankreich und Rußland hatten längst ihre Hände nach fremden Erdteilen ausgestreckt und in Afrika, Asien, Australien gewaltige Gebiete an sich gerissen. Ein wahrer Wettlauf zur Verteilung der Erdoberfläche war bereits im Gange, längst bevor Deutschland auf dem Plan erschien und seinen Anteil forderte. War es da merkwürdig, daß das jung emporstrebende Reich der Mitte, das geistig in der Weltanschauung des Liberalismus und wirtschaftlich im Aufbau der Industrie und des Handels ganz auf Fortschritt und Vorwärtsstreben eingestellt war, auch ins Weite blickte und versuchte, sich draußen Kolonien anzueignen. Bismarck hat nur zögernd und eigentlich widerstrebend diesem Hang nachgegeben. Seine Nachfolger bekannten sich freudiger zu der neuen Losung und unternahmen es, überall Ansprüche anzumelden, wo der Streit um den Besitz noch nicht entschieden war. Hinter diesem Bestreben aber, so berechtigt es an und für sich auch war, trat die Sorge um das Nahe, um die Erhaltung der Grundlage, um die Befreiung der Grenzen von feindlichem Druck gelegentlich bedenklich zurück. Während man in Afrika und Asien um recht karg bemessene Mitberechtigung stritt, schloß sich in Europa allmählich der Ring der Entente. Zu Rußland und Frankreich gesellte sich England, was wieder zur Folge hatte, daß auch Italien schwankend wurde. Schließlich stand Deutschland mit Österreich-Ungarn allein und konnte es auf die Dauer nicht mehr vermeiden, in die Balkanhändel der Doppelmonarchie hineingezogen zu werden. Der Drang nach der Ferne und das Verhängnis der offenen Grenzen ergänzten sich unheilvoll und allzu rasch war der Zenith der Tage Bismarcks überschritten. Wenn wir heute die jüngste Vergangenheit beurteilen wollen, so dürfen wir, um gerecht zu bleiben, niemals vergessen, daß es letzten Endes uralte Mächte unseres Wesens und Schicksals waren, die uns von der Höhe herabführten.

Der Weltkrieg war vom Standpunkt unserer Betrachtung aus gesehen, eine ungeheure Katastrophe, die durch die Gefahren unserer geographischen Lage, durch den äußeren Charakter Deutschlands von jeher vorbereitet und im Keime bedingt war. Die Bedrohung, die früher einmal vom Westen und einmal vom Osten kam, brach nun von beiden Seiten über uns herein und dazu gesellte sich noch der englische Norden und der italienische Süden.

In dieser dunkelsten Stunde unseres Daseins wären wir zweifellos dem Untergang geweiht gewesen, wenn es uns nicht gelungen wäre, vorher die Überwindung der dritten Wesens- und Schicksalsmacht, der inneren Uneinigkeit so weit zu vollziehen, daß unser Land dem allseitigen Ansturm wie eine einzige große Festung gegenüberstand. Es ist kein Zweifel, daß uns allein die Einheit vor dem Schlimmsten gerettet hat. Diese Einheit hat — und das ist der Gewinn bei allem Unglück — die furchtbare Feuertaufe von 1914 bestanden. Wie wir aus den Dokumenten über die Kriegsziele der Ententeländer wissen, hatte man es gerade auf sie abgesehen, um den Wunsch nach Vernichtung restlos zu erfüllen. Aber es gelang nicht, Deutschland zu zertrümmern, wie man Österreich-Ungarn zerschlug. Man mußte sich damit begnügen, es zu verstümmeln. Der Torso blieb ein Ganzes, durch die Stürme des Weltkrieges, der Revolution und der Inflation hindurch.

Ich bin am Ende meines raschen Fluges durch die Jahrhunderte angelangt. Was ganz unmittelbar hinter uns liegt, d. h. die Zeit seit 1918, steht uns noch zu nah, um überblickt werden zu können. Es ist aber ein Leichtes, auch hier wenigstens flüchtig auf das Wirken der drei grundlegenden Züge

unsres Werdens hinzuweisen. Der Drang in die Ferne ist uns freilich durch den schweren Rückschlag, den wir erfahren mußten, zunächst gründlich verboten. Trotzdem gibt es noch immer Kräfte, die sich in ihren Hoffnungen und Wünschen lieber an ihn klammern, statt sich restlos dem zuzuwenden, was uns geblieben ist. Das Verhängnis der Grenzen ist von den Gegnern des Jahres 1914 sehr wohl verstanden worden und sie haben daher versucht, diese Schwäche durch einen sorgsam geschlossenen Ring zu erhalten. Gegen die innere Einigkeit ist so viel gesündigt worden und wird noch heute so viel gesündigt, daß man darüber fast die vorhin von mir erwähnte Tatsache des staatlichen Zusammenhaltes manchmal vergessen könnte. Angesichts solcher Feststellungen läge es vielleicht nahe aus den Betrachtungen über frühere Zeiten gewisse Lehren für die Gegenwart zu ziehen. Aber ich versage mir das absichtlich, denn die Erkenntnis der Vergangenheit taugt nicht zu einer Moralpredigt. Ich möchte mich auf den Versuch beschränken, die richtunggebenden Ereignisse von einst in einigen einfachen Linien herauszuheben. Solche Ereignisse haben, wenn sie richtig gesehen sind, etwa den Wert von Naturgesetzen im Leben einer Nation. Aber ich glaube, die Einsicht in diese Naturgesetze führt uns schon ein beträchtliches Stück weiter. Nur das klare geistige Erfassen der dunklen Gewalten, die uns beherrschen, hilft uns sie allmählich zu überwinden oder in die richtigen Bahnen zu lenken. Darin liegt, wie mir scheint, der wahre Sinn der Geschichte.

*

Heimat und Volkstum.

Heinz Schauwecker.

„Es rauschen stille Bronnen tief aus der Erde Schoß." Diesen Quellen geht Schauwecker nach, ihnen lauscht er, von ihnen berichtet er. Heimat, Volkstum. Um beide ringt er, von ihnen ist sein Wesen erfüllt, ob er in innigen Liedern davon singt, ob er in seinen historischen Geschichten auch dem einfachen Manne aus unseres Volkes Vergangenheit erzählt und so vertiefend, werbend wirkt. Schauwecker gehört zu denen, für die das Wort Volksschriftsteller nichts Geringeres, Minderes bezeichnet, für die dies Wort höchstes Lob und höchstes Ziel ist. Eine ansehnliche Reihe von Büchern und Heftchen liegt vor und alle Werke geben Zeugnis von dem gleichen unbeirrt und rein auf das Eine gerichteten Wollen. Von seiner Stiftung „Heimatdank" hat er selbst in diesen Blättern berichtet. Und wahrlich, hier ist ein Werk begonnen, das, überall durchgeführt, bedeutsam für unser gesamtes Geistesleben werden könnte. Man denke doch: In allen oder in sehr vielen deutschen Städtchen und Marktflecken stünden solche Künstlerheime; die in der Not der Großstädte so schwer ringenden Künstler würden aufs Land, vom Volk, zu ihrem Volk gerufen! Welche Wirkungen auf die Künstler, auf die Maler, noch mehr und in den Folgen noch bedeutsamer auf die Dichter! Es könnte sein, daß dies mithülfe die Absonderung der Künstler aufzuheben, daß also außer der zunächst geplanten Erholung noch eine tiefer greifende geistige Wirkung entstünde. Nicht minder nutzbringend aber wäre eine ausgedehnte Durchführung des Heimatgedankens für die Gastgeber selbst; der einfache Mann könnte so wieder ein persönliches, menschliches Verhältnis zu seinen Künstlern und damit zur Kunst finden, das höchste Ziel einer Kultur, die Einheit der Schaffen-